

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 10

Artikel: Manches ist besser, manches ist schlechter
Autor: Bächler, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

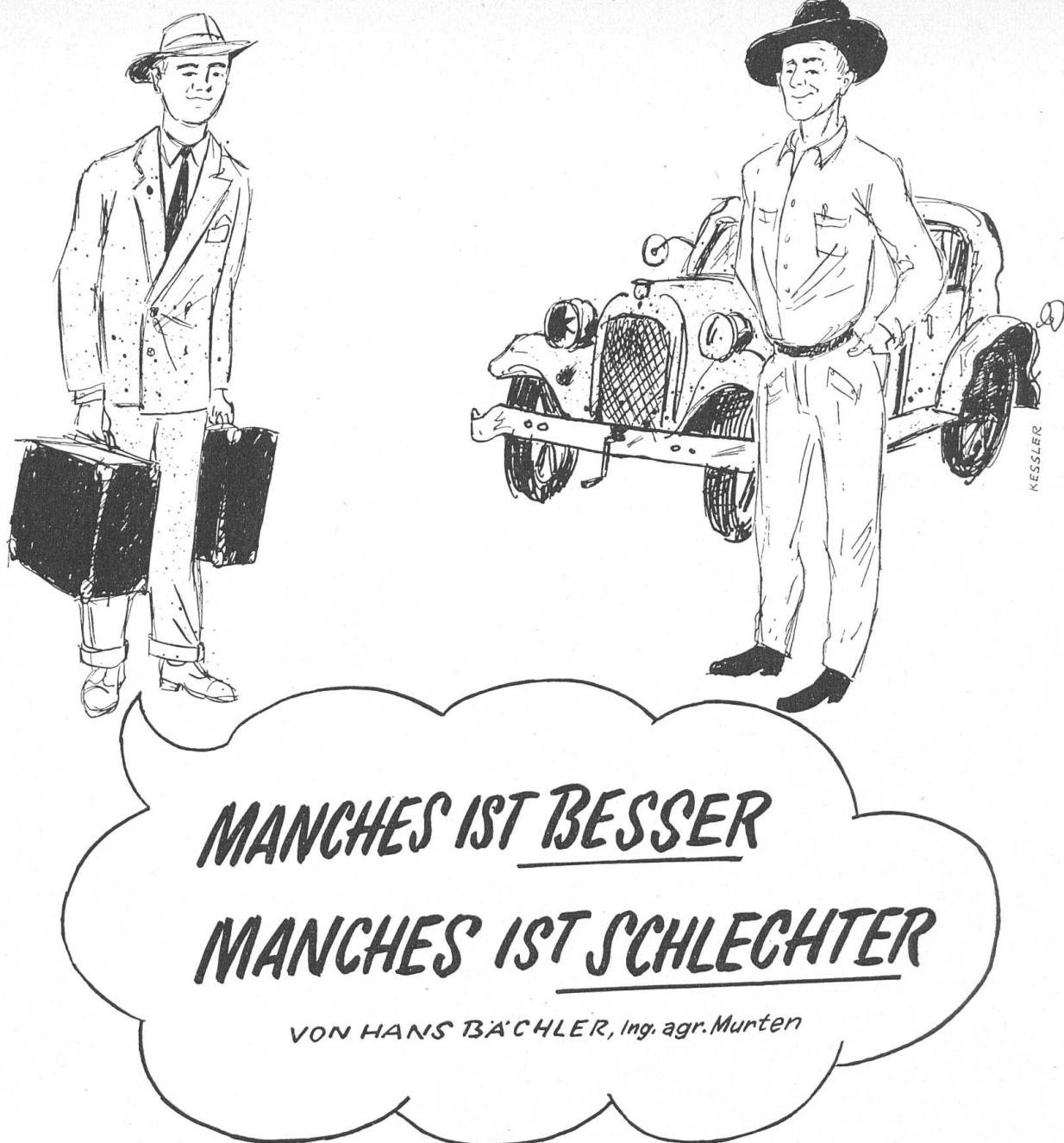
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



MANCHES IST BESSER MANCHES IST SCHLECHTER

von HANS BÄCHLER, Ing. agr. Murten

Erfahrungen eines jungen Schweizer Bauern bei amerikanischen Farmern

Müde von einer 18stündigen ununterbrochenen Autobusfahrt erreichte ich um 11 Uhr nachts meinen Bestimmungsort, das Städtchen Erie im südöstlichen Teil von Kansas. « Kansas, the Wheat State » (Kansas, der Weizenstaat), stand auf jedem Autoschild, und in der Tat machten mich die zahllosen gelben, reifenden Weizenfelder auf Schritt und Tritt darauf aufmerksam, daß ich mich im Zentrum des Weizengürtels der USA befand. Ich erhielt zuviel der neuen Eindrücke, um schon damals daran zu denken, wie es sich in der Schweiz wohl ausnähme, wenn plötzlich Autoschilder auftauchen würden mit der Auf-

schrift: « Aargau, das Rüebiland », « Bern, das Käseland », « Waadt, das Weinland ». Meine Kleider, die sichtlich schlecht für diese südländlicheren Breiten paßten, und mein Handkofferchen machten mich sofort jedermann als Fremden kenntlich. Mr. Durward Hines hatte deshalb keine Mühe, in mir den jungen Schweizer Bauern zu erkennen, der ihm durch den internationalen Landjugend-Austausch zugewiesen war, um die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Nordamerika studieren zu können. Nach einer herzlichen Begrüßung durch meinen Farmer bestieg ich dessen Auto, um nach seiner Farm zu fahren, und da erlebte ich

meine erste Enttäuschung. Ich hatte zwar wirklich nicht erwartet, mit einem Buick oder Cadillac abgeholt zu werden, aber doch auch nicht in einem so jämmerlichen Vehikel wie diesem zwölfjährigen verbeulten Ford, dessen Motor erst nach mehrmaligem Versuch ächzend ansprang.

Lieber kein Auto als eine solche Dreckkiste, fuhr es mir als qualitätsbewußtem Schweizer durch den Kopf.

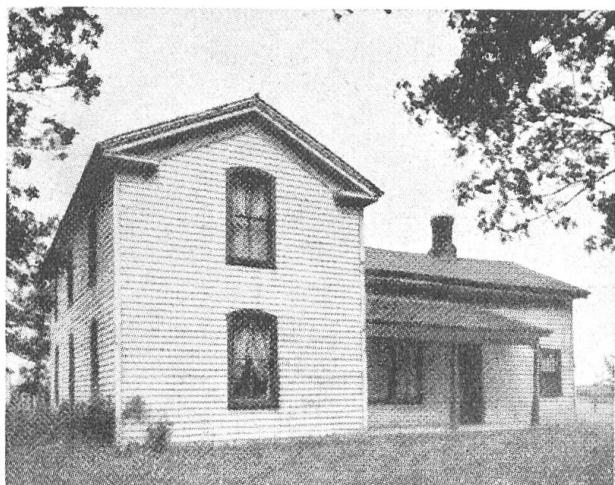
Als ich dann nach einem Jahr wieder in die Schweiz zurückkehrte, hatte ich in dieser Beziehung — und nicht nur in dieser — meine Ansichten gründlich überholt. Der Amerikaner betrachtet das Auto viel mehr als Gebrauchs- denn als Luxusgegenstand. Einige Kratzer oder Beulen mehr oder weniger veranlassen niemanden, sich zu hintersinnen.

Besonders beeindruckt hat mich in dieser Hinsicht das Gentleman-Agreement, das die Taxichauffeure in New Orleans scheinbar besitzen. Kann dort ein Taxi nicht aus der gedrängten Autoparkreihe hinausmanövriren, so bedient man sich einfach seiner Stoßstange, um sich die nötige Raumfreiheit zu verschaffen.

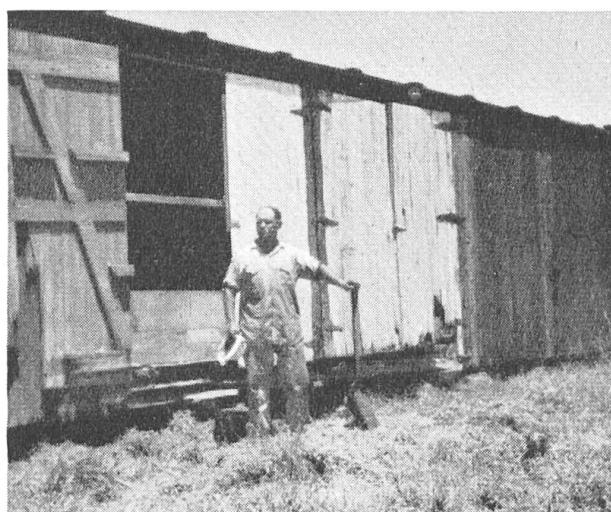
Ich lernte bald genug, daß ein Ford kein Paradiesstück, sondern eine Maschine ist wie eine andere, daß man ihn zum Benzin-, Maschinen-, ja selbst Kälbertransport verwendet, wie man mit ihm nicht nur über Straßen, sondern über Wiesen, Felder und Weiden fährt und sich trotzdem nicht geniert, ihn am Sonntag zu einer vergnüglichen Ausfahrt zu brauchen. Einen besondern Wagen nur für den Sonntagsgebrauch besitzen die wenigsten Bauern.

Unterwegs orientierte mich der Farmer über sein Heimwesen. Er hatte einen mittelgroßen Betrieb von etwa 300 Jucharten, auf dem er hauptsächlich Weizen, dann etwas Hafer, Mais, Hirse, ferner Luzerne- und Kleeheu produzierte. 8 Kühe, 10 Rinder und Kälber, 150 Schafe und doppelt so viele Hühner bildeten den Tierbestand.

Anders als ein Berner Bauernhaus Erst am nächsten Morgen wurde mir so recht klar, wie unsere Farm einsam auf weiter Flur, zwischen Weiden und ausgedehnten Weizenfeldern eingebettet dalag. Das Haus des nächsten Nachbarn war wenigstens eine Meile entfernt. Bis zur nächsten Stadt betrug die Entfernung zehn Kilometer.



1.



2.



3.

1. Typisches amerikanisches Bauernhaus

2. Eisenbahnwagen als Scheune

3. Farmertöchter

War es da verwunderlich, daß ich mir oft verlassener vorkam als im hintersten Krachen eines abgelegenen Schweizer Tales?

Für die Schulkinder auf diesen Einzelhöfen bildet die abgeschiedene Lage nur deshalb kein Problem, weil für sie ein besonderer Autobusdienst eingerichtet ist. Jeden Morgen holt der Schulbus die Kinder bei ihren Höfen ab und bringt sie abends wieder heim. Über Mittag offeriert ihnen die Schule zu niedrigem Preis einen einfachen Lunch.

Offenen Mundes hörte ich zu, wie mir Mr. Hines erzählte, er habe dieses Haus aus zweiter Hand gekauft. Es sei zuerst anderswo gestanden, er habe es dann für ein paar hundert Dollars erworben, etwas repariert und hierher bringen lassen.

Diese Häuser lassen sich transportieren wie unsere Militärbaracken. Im Wohnungsbau sind die Amerikaner überhaupt zum Teil eigene und neue Wege gegangen. Sie haben das Baumaterial so weitgehend standardisiert, daß jemand, der etwas praktisch veranlagt ist, gut sein eigenes Haus bauen kann. Ich kannte ein jung vermähltes Farmerpaar, das, nachdem die arbeitsreiche Erntezeit vorüber war, mit gemeinsamen Kräften das eigene Haus zu zimmern begann und diese Arbeit gegen Ende September abschloß.

Während der weiße Anstrich den Wohnhäusern ein freundliches und nettes Aussehen verleiht, ist deren Innenausstattung häufig eher primitiv und ohne viel Sorgfalt ausgeführt. Meistens besteht die Einrichtung aus mehr oder weniger gebrechlichen Tischen, Stühlen, Betten, Sofas, kurz aus drittklassiger Jahrmarktsware — oder aber man staffiert sich mit hypermodernen städtischen Fabrikzeugnissen aus — je nach Geldbeutel! Es mangelt diesen Einrichtungen das Behagliche, Heimelige und Währschafte. Es fehlt das, was wir von unsren schweizerischen Bauernhöfen gewohnt sind, deren Gestaltung ein Spiegelbild hundertjähriger Tradition ist, wo jeder geschnitzte Balken, jedes Möbelstück die Eigenart einer bodenständigen Bauernkultur ausdrückt.

Dafür wird in den USA sehr großer Wert auf arbeitsparende Kücheneinrichtungen gelegt. Fast überall findet man Kühlschränke und moderne elektrische oder Gasherde — es gibt in jener Gegend sehr viel Naturgas. Es hat mir imponiert, zu sehen, wie versucht wird,

der Hausfrau jede nur erdenkliche Arbeits erleichterung zu verschaffen. Nur Dienstmädchen gibt es nicht; dieses Wort besitzt beinahe nur noch historische Bedeutung. Die wenigen, die immer noch eine solch beneidenswerte Hilfe besitzen, müssen diese teuer, unerschwinglich teuer bezahlen, so daß eine Farmersfrau schon zum vornherein darauf verzichten muß. Da wir in der Schweiz hinsichtlich Dienstboten einem ähnlichen Zustand zusteuern wie Amerika, so dürfte auch der Schweizer Bauer, der bekanntlich lieber am Stalle herumflickt als an der Küche, hier eine Lehre ziehen und der mit Arbeit überlasteten Bauernfrau die Arbeit nach Möglichkeit erleichtern helfen.

Auch in Sachen Hygiene sind die amerikanischen Farmer uns überlegen. Ich glaube zwar nicht, daß mehr als 50 % der Familien ein Badezimmer haben, aber bestimmt ist dies ein viel höherer Prozentsatz als bei uns. Dabei ist ein Badezimmer oder wenigstens eine Dusche sicher kein Luxus und für einen Bauern wahrscheinlich weniger entbehrlich als für einen Städter.

Viele Farmhäuser weisen eigene Tiefgefrieranlagen auf. Wo diese nicht vorhanden, stehen dem Farmer in den Gemeinden kollektive Tiefgefrieranlagen zur Verfügung, in denen jeder einzelne ein Abteil mieten kann. Das ist außerordentlich praktisch. Wenn ein Tier geschlachtet wird, wird das Fleisch direkt in den Tiefkühler eingefüllt.

Selbst das einfache Haus von Mr. Hines besaß im Wohnzimmer, in der Küche und in den Schlafzimmern Neon-Beleuchtung. Die Erklärung ist ganz einfach: Jenes Gebiet wurde erst vor zwei Jahren mit elektrischem Strom versorgt; man konnte also ohne teures Umarbeiten von Anfang an das Modernste einrichten, und das ist natürlich Neon-Beleuchtung, die im Betrieb bedeutend billiger ist.

Als man mich das erstmal hieß, das elektrische Licht anzuzünden, begleiteten mich gespannte Blicke. Man war sicher, ich würde in Rufe der Verwunderung ausbrechen. Das Staunen war dann aber auf der andern Seite, als ich erklärte, daß wir auf unserm Hof in Murten seit Jahrzehnten Elektrizität besäßen. Daß wir auf unserm väterlichen Betrieb gar ein automatisches Telefon hätten, wollte man einfach nicht glauben; denn in jener Gegend

herrschte noch das vorsintflutliche System, daß mehr als ein Dutzend Apparate am gleichen Draht angeschlossen sind, man also die Gespräche der Nachbarn nach Belieben abhören kann.

Die Offenstallhaltung hat sich bewährt

Farmgebäulichkeiten war das sogenannte Melkhaus mit Melkstall, Raum für Getreide und einer Heubühne. Den Winter über diente es zudem zur Einstellung des Milchviehs, während die Rinder und Schafe sich Sommer und Winter über mit einem primitiv gebauten Schuppen begnügen mußten. Die Fütterung erfolgte dabei draußen unter freiem Himmel in selbstgezimmerten Krippen. Die Tiere sind also Sommer und Winter im Freien, wobei sie bei schlechtem Wetter unter offenen Schuppen unterstehen können.

Vielenorts läßt man auch die Milchkühe Sommer und Winter über draußen, obschon die Sommer wärmer und die Winter keineswegs weniger kalt sind als bei uns. Dabei kann man die Beobachtung machen, daß selbst Schnee und Eis dem Vieh in keiner Weise schaden. Die Tiere passen sich an die harte Haltung an mit nur geringem Mehrverbrauch an Energie. Eine der augenfälligsten Wärmeregulierungsmöglichkeiten ist der dichte, zentimeter-lange Haarwuchs im Winter. Sie werden auch widerstandsfähiger gegenüber Erkältungs-krankheiten.

Die freiere Bewegung bewirkt außerdem eine größere Leichtigkeit der Geburten. Den einzigen Komfort, den wir jeweilen einer Kalberkuh im Winter boten, war der, daß sie in einem Schuppen isoliert wurde und man des Morgens nachschaute, ob das Kalb nun endlich gekommen sei. Bei uns daheim aber muß jede Kuh, die am Kalbern ist, überwacht werden, damit man ihr nach Möglichkeit helfen kann.

Die Wirtschaftlichkeit dieser Offenstallmethode zeigte sich mir an einem Beispiel sehr deutlich, wo ein Farmer im Staate Ohio zirka vierhundert Jucharten Land kaufte, auf denen keine oder doch nur veraltete, unbrauchbare Gebäu-lichkeiten standen. Statt eines teuren Kuhstalles baute er einen Schuppen mit einem eingezäunten, betonierten Auslauf und daran angeschlossen eine arbeitsparende, hochmoderne elektrische Melkanlage, wobei gleich bemerkt sein möge, daß die elektrische Melkmethode in Amerika viel verbreiteter ist als in der

Schweiz. Den Sommer über wurde das Vieh auf die Weide getrieben, wo der Regen dasselbe blitzblank wusch, im Winter hielt man die Kühe im genannten Auslauf eingeschlossen. Dort allerdings ließ der Putzzustand zu wünschen übrig, doch niemand hatte Zeit zum Kühe-Putzen.

Seit einiger Zeit wird auch in der Schweiz für die Einführung der Offenstallhaltung Propaganda gemacht. Vorläufig müssen wir aber noch die nötigen Erfahrungen sammeln. Amerikanische Verhältnisse lassen sich nicht ohne weiteres auf unser Land übertragen.

Wie sehr der Farmer in den USA darauf bedacht ist, das Gebäudekapital zu beschränken, ersieht man daraus, daß er zur Unterbringung der Heuballen ausgediente Eisenbahnwagen verwendet, die auf dem Feld auf Sockel gestellt werden. Daraus könnten wir Schweizer Bauern eine Lehre ziehen. Ich meine nun nicht, daß wir den SBB alte Eisenbahnwagen abkaufen sollten; aber immerhin ließen sich in dieser Beziehung Ersparnisse erzielen.

Daß man hingegen die ausrangierten Maschinen nicht wegschafft, sondern auf einem Abfallhaufen in der Nähe des Hauses aufstapelt, braucht uns nicht als Exempel zu dienen.

Zu dieser Unordnung gesellt sich bei regnerischem Wetter der Dreck. Wochenlang stapfte ich im milden Winter 1949/50 auf Farmen im Staate Ohio in dem hohen Schmutz umher, der die Gebäu-lichkeiten umgab, viel schlimmer als bei uns bei gewissen Sennhütten. Für Zufahrts- und Laufwege und Terrassen wurde grundsätzlich möglichst wenig Geld ausgegeben. Damit man das Wohnhaus nicht allzu sehr mit seinen schmutzigen Schuhen verunreinigte, war es üblich, über diesen halb-hohe Gummistiefel zu tragen, die jedesmal vor Betreten des Hauses ausgezogen wurden. Diese Gummischuhe ließen sich schnell und einfach mit einem Wasserstrahl reinigen, und außerdem hatten sie den Vorteil, daß dadurch die andern Schuhe mehr oder weniger sauber blieben. Das war sehr erwünscht; denn Schuhe putzen will in Amerika niemand; aus irgend-einem Grund ist diese Arbeit verachtet.

Bauern ohne Knechte

Wie man weiß, sind die Farmen in den USA viel mehr mechanisiert als in der Schweiz. Dadurch, daß die Landwirtschaft spezialisiert ist, kann der amerikanische Farmer sein Maschinenkapital auf

einen einzigen oder doch wenige Betriebszweige konzentrieren und diese dann aufs beste ausstafieren. Er braucht also nicht wie bei uns Maschinen für Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben, Wein-, Obstbau usw.

Außerdem bilden die weiten Ebenen mit den großen Feldern für schwere und große Maschinen einen idealen Tummelplatz.

Der dritte Umstand, der die Farmer zur Anschaffung von Maschinen zwingt, ist der Mangel an Arbeitskräften, bedingt durch die Abwanderung der Landbevölkerung. Infolgedessen ist der Farmbetrieb dort mehr und mehr zum Familienbetrieb, besser gesagt, zum Einmannbetrieb geworden, wobei man sich während der größten Arbeitsspitzen mit Saisonarbeitern behilft.

Bei den sechs Millionen Farmerfamilien arbeiten nur etwas über zwei Millionen Landarbeiter, wobei in den letztern viele Tausende von Studenten eingeschlossen sind, die während der viermonatigen Sommerferien auf dem Lande arbeiten, um Geld für ihr Studium zu verdienen. Diese Studenten erhalten bei strenger Erntearbeit im mittlern Westen einen Dollar pro Stunde.

Als typisches Beispiel möchte ich einen Philologen erwähnen, der den ganzen Sommer über mit einem Freund mit Traktor und Heupresse von Farm zu Farm zog, um im Kundendienst Heu zu Ballen zu pressen. Auf diese Weise finanzierte er sein ganzes Studium.

Diese Einmannbetriebe bilden natürlich den erwachsenen Söhnen und Töchtern keine Existenzmöglichkeit. 50 Prozent der Jugendlichen wandern deshalb ab. Heiraten sie, so ist auf der elterlichen Farm ohnehin kein Auskommen mehr.

Mein Farmer z. B. besaß, wie gesagt, zirka 300 Jucharten Land, wovon nicht ganz die Hälfte allein mit Weizen bebaut war. Er und seine Frau teilten sich in die Arbeit, wobei während der Sommerferien ein älterer Sohn mithalf, dessen Platz ich ausnahmsweise einnahm.

In meinem väterlichen Bauernhof in Murten dagegen arbeiten, obschon dieser nur 80 Jucharten umfaßt, 20 Stück Vieh und 10 bis 15 Stück Jungvieh aufweist, außer den Eltern sechs Knechte und Mägde.

Großartig ist in den USA die Hilfsbereitschaft der Nachbarn. Ohne sie könnte man gar nicht

auskommen. Nie werde ich den Tag vergessen, als etwa 20 Mähdrescher einem im Spital schwer krank liegenden Farmer sämtliches Getreide droschen, ohne ihm dafür auch nur einen roten Rappen zu verlangen.

Durch intensiven Gebrauch der Maschinen ist der amerikanische Farmer, insbesondere derjenige des mittlern Westens, zum ausgezeichneten Mechaniker geworden. Es gibt dort nur wenige kleine Gewerbebetriebe wie in der Schweiz. Es fehlt deshalb vielfach an tüchtigen Berufsleuten in ländlichen Orten, und um Reparaturen ausführen zu lassen, ist man gezwungen, die Maschinen in eine Ersatzteil- und Reparaturfiliale der betreffenden Landmaschinenfabrik zu schicken, die 10, 20 bis 50 km weit entfernt sein kann. Infolgedessen besitzen viele Farmer in Westkansas einen eigenen Schweißapparat, eine Luftpumpe, kurz, eine ganze mechanische Werkstätte. Während des Winters überholt man die Maschinen.

Aber auch wenn während der Arbeit auf dem Feld etwas kaputt geht, ist der Farmer meistens imstande, den Schaden sofort selbst zu beheben. Die heutige Landjugend wächst mit den Maschinen auf und kann das, was sie auf dem väterlichen Betrieb an Maschinenbetreuung lernt, vielenorts an landwirtschaftlichen Fortbildungskursen ergänzen.

Dies will nicht heißen, daß die Amerikaner ihre Maschinen besonders sorgfältig pflegen. Oft werden sie Sommer und Winter auf freiem Feld stehen gelassen. Es ist mit den landwirtschaftlichen Maschinen wie mit den Autos: sie werden mit großer Rücksichtslosigkeit benutzt. Sobald die Reparatur zuviel Arbeit gibt, wird die Maschine fortgeworfen.

Ganz ähnlich ist die Einstellung zu den Tieren. Nutzung und Gebrauch sind erstes und letztes Prinzip. Wenn ein Tier nicht mehr voll leistungsfähig ist, wird es rücksichtslos ausgeschaltet, im seltensten Fall erhält es, wie bei uns z. B. ein altes Pferd, auch dann noch das Gnadenbrot, wenn es nicht mehr arbeiten kann.

Vor 20—30 Jahren, als im Staate Kansas die Maschinen noch von Pferden und nicht von Traktoren gezogen wurden, waren manchmal bis zu 20 Pferde vorgespannt. Bei einer Hitzequelle kam es oft vor, daß eines der Pferde einen Hitzschlag erlitt und tot umfiel. Aber

deswegen ging die Arbeit ruhig weiter. Niemand weinte dem toten Pferd eine Träne nach.

Die Cowboys haben natürlich ein anderes Verhältnis zu den Pferden; aber die Farmer im Mittelwesten sind alles andere als Cowboys. Auch auf meiner Farm wurde ein altes Pferd gehalten, das man zum Zusammentreiben des Viehs benutzte. Aber die Leute konnten nicht gut reiten. Das Pferd war ausschließlich Fortbewegungsmittel. Der hinten und vorn aufgebogene Sattel und die abgeschlossenen Bügel verhinderten, daß man aus dem Sattel fiel.



VON HANS U. STEGER



DER EISBÄR

**Weder Znuni
noch Zvieri**

Wie sich die heutige Mechanisierung praktisch auswirkt, hatte ich Gelegenheit, anlässlich der Weizenernte zu sehen. Ich muß gestehen, sie hatte mir etwas Angst gemacht. Ich sah mich schon in der heißen Juni- und Julisonne schwitzend auf dem Mähdrescher Säcke abfüllen und herumbuckeln. Diese Arbeit kam aber gar nicht vor, da der Mähdrescher mit einem einzigen Doppelzentner fassenden Behälter versehen war, von wo man das Getreide ganz einfach in einen Lastwagen hineinfließen ließ. Vom Felde weg wurde die Frucht direkt einem Silo zugeführt und dem Farmer dort sofort ausbezahlt.

Mit diesen Maschinen wäre die Getreideernte zum Kinderspiel geworden, hätte nicht die für mich ungewohnte Hitze bestanden, die sogar im Schatten immer zwischen 25 und 40° C schwankte. Wohl nahm man eisgekühltes Wasser aufs Feld; aber nach kurzer Zeit war es lauwarm. Alkohol in irgendeiner Form wurde nicht getrunken, weder am Tag noch am Abend. Zwar hat der Staat Kansas als einer der letzten Staaten das Alkoholverbot aufgehoben, die Gemeinde aber, in der ich lebte, hatte vom Recht regionaler Abstimmungen Gebrauch gemacht und den Ausschank alkoholischer Getränke verboten, abgesehen von einem schwachen, zweiprozentigen Bier. Aber auch das Bierrestaurant, das dieses fragliche Getränk ausschenkte, konnte ich nicht besuchen, die meisten Leute waren überzeugte Abstinenter, und mein Prestige hätte schwer gelitten, hätte ich dort Alkohol zu mir genommen. Dafür trank man als Erfrischung am Abend und bei Einladungen die verschiedensten alkoholfreien, in allen Regenbogenfarben schimmernden gesüßten, gesäuerten und aromatisierten Tafelwässer wie Coca Cola, Root Beer, Nesbitt usw.

Aber nicht nur in bezug auf das Trinken, auch punkto Essen mußte ich umlernen. Als ich meinem Farmer erzählte, daß wir pro Tag fünfmal äßen, fragte er mich fast vorwurfsvoll, wann wir dann Zeit zum Arbeiten fänden. Das Znuni und Zvieri, die man bei uns daheim draußen auf dem Felde zu sich nimmt, diese schöne Sitte, existiert hier nicht. Es wurde nur dreimal gegessen.

Das Morgenessen um sieben Uhr schmeckte mir am besten. Aus Fruchtsäften als Appetitanreger, Zerealien, Eiern mit Speck, kalter ungekochter Milch und Früchten zusammenge-

setzt, ist es außerordentlich reichhaltig und gut.

Das Mittagessen wurde bei länger dauernden Feld- und Erntearbeiten aufs Feld mitgenommen. Es bestand ausschließlich aus Sandwiches, d. h. man legte zwischen zwei Stücke weichen Brotes irgend etwas, das einem gerade unter die Hand kam, Salatblätter, Zwiebeln, Hackfleisch oder ein Hühnerbein.

Dieses Mittagessen besaß nicht nur den Vorteil, daß seine Zubereitung wenig Zeit brauchte, sondern auch, daß es in fünf bis zehn Minuten verschlungen war, die Arbeit also kaum einen Unterbruch erlitt.

Nicht nur das Mittagessen, auch das Nachessen war leichter als bei uns daheim. Ich hatte meine liebe Mühe mit Hühneressen. Wir besaßen deren 300 Stück auf der Farm, die alljährlich gegen den Herbst hin geschlachtet und aufs Eis gelegt wurden. Im nächsten Sommer aß man sich dann sukzessive durch. Infolgedessen hatten wir fast jeden Tag Huhn auf dem Menu.

Ich wurde oft gefragt, ob die amerikanischen Farmer nicht viel weniger arbeiten müßten als die Schweizer Bauern. Ich glaube, dies kaum behaupten zu dürfen. Es mag für viele Betriebe zutreffen, daß man im allgemeinen in den USA speziell im Winter etwas später beginnt und etwas früher aufhört. So wird in Milchviehbetrieben im Winter um fünf bis sechs Uhr morgens gemolken, und um sieben Uhr erfolgt das Frühstück. Abends fünf Uhr wird wieder gemolken, und um sechs Uhr ist das Nachessen.

In der Schweiz beginnt man auch im Winter eine Stunde früher und hört eine Stunde später auf. Dafür aber fallen beim Farmer die Pausen für die Zwischenmahlzeiten weg, und außerdem ist das Arbeitstempo eher intensiver. Natürlich schaffen die vielen Maschinen eine gewisse Erleichterung; aber sie zwingen ihm auch ein rascheres Arbeitstempo auf, vertreiben die Gemütlichkeit und drängen ihn immer mehr in eine Geisteshaltung hinein, wo der gefährliche Spruch gilt: «Zeit ist Geld!»

Doch im Sommer sind die Arbeitszeiten länger, genau wie bei uns, und während der strengsten Zeit werden auch dort Arbeitsleistungen vollbracht, die an die Grenze des Erträglichen gehen.

Das gilt für die Männer. Ganz bestimmt ha-

ben aber die amerikanischen Farmersfrauen weniger zu tun. Sie arbeiten nur zur Seltenheit auf dem Felde mit. Wohl führen sie gelegentlich den Traktor, sonst aber beschränkt sich ihre Arbeit auf Haushalt, Garten und Hühnerpflege. Hingegen sah ich zu meinem Erstaunen vielenorts, insbesondere bei kleinen Milchviehbeständen, wie Frauen mit großer Selbstverständlichkeit beim Melken mithalfen.

Dazu kommt, daß die Hausarbeit außerordentlich vereinfacht wurde, einmal durch die Reduktion der Mahlzeiten und dann auch dadurch, daß man weniger Selbstversorgung treibt. Alles Mögliche und Unmögliche wird Büchsen entnommen. Bei meinem Farmer in Kansas lieferte die Tierhaltung Milch und Fleisch, der kleine Garten etwas Kartoffeln, Tomaten und Süßmais. Alles andere aber wurde gekauft, auch, was auf einer Weizenfarm gewiß nicht erwartet würde: das Brot.

Die Früchte des Zornes

Der Hauptunterschied der Betriebsweise zwischen der Schweiz und Amerika ist der, daß in den USA eine extensive Boden- und Tiernutzung vorherrscht. Selbstverständlich lassen sich mit zwei Arbeitskräften selbst unter Verwendung von Maschinen 300 Ju-charten nicht so sorgfältig, intensiv und vielseitig bearbeiten wie bei uns zu Hause 80 Ju-charten mit sechs Mann. Die Hofdünger- und Kunstdüngerwirtschaft, die bei uns die Grundlage der hohen Bodenfruchtbarkeit bilden, steckt in den USA erst in den Anfängen, im speziellen gilt dies für die Verwendung der Hofdünger. Der Ertrag an Weizen pro Hektare beträgt deshalb dort nur neun bis zwölf Zentner, verglichen mit zwanzig bis fünfundzwanzig Zentnern in der Schweiz und dreißig bis sechsunddreißig Zentnern in Dänemark. Der Milchertrag pro Kuh beläuft sich in den gleichen Ländern für das Jahr 1948 auf 2750 kg in der Schweiz, 3380 kg in Dänemark und 2280 kg in den USA.

Es ist möglich, daß uns Amerika in einzelnen Spitzenproduktionen übertrifft, im Durchschnitt wird aber aus dem Land und aus dem Vieh lange nicht so viel herausgeholt wie in der Schweiz, Holland, Dänemark usw. Der Minderertrag wird durch größere Flächen ausgeglichen.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß vielenorts heute noch in den USA eigentlicher Raubbau getrieben wird. Mein Farmer besaß westlich von seinem Hof etwa 80 Jucharten Land, das schon seit 50 Jahren mit kleinen Unterbrüchen jeden Herbst mit Winterweizen bestellt wurde. Wie überall in dieser Gegend wuchs dort früher jahrhundertelang Präriegras, das den Boden mit dichtem Wurzelwerk verfilzte. Es diente durchziehenden Büffelherden gelegentlich als Weide. Als dann der Mensch in diese Gefilde einbrach, machte er sich die unerschöpfliche Kraft des jungfräulichen Bodens zunutze und heimste reiche Ernten ein. Doch durch diese einseitige Bewirtschaftung zerstörte er das Gefüge des Bodens. Dieser verlor mit der Zeit seinen innern Zusammenhalt, da die schützende Grasnarbe zerstört und der Humus langsam und stetig abgebaut wurde. Der sintflutartige Regen schlug Jahr für Jahr tiefere Gräben in die durch Weizenpflanzungen nur schwach geschützte Erddecke. Nur mühsam arbeitete sich der Mähdrescher durch die jedes Jahr neu entstehenden Gräben, die das Wasser in die Erde riß. Oftmals erreichten diese eine solche Breite und Tiefe, daß die Maschine vor ihnen haltnachen mußte. Immer mehr wurde von der guten Erde weggeschwemmt, und der Ertrag des Grundstückes sank. Es zog mir das Herz zusammen, wenn ich sehen mußte, wie der Pflug über große Flächen nur tote oder unfruchtbare Erde ritzte, die fast keinen Ertrag mehr abwarf, während früher hier einmal das Getreide mit großer Üppigkeit gediehen war.

Was hier im kleinen geschah, das vollzog und vollzieht sich immer noch in den ganzen USA im großen, wobei in den trockenen Gebieten an die Stelle der Wassererosion die Winderosion tritt. Stürme reißen die Erde los, und sie beginnt zu wandern. In den Jahren 1934—36 wurde ein Gebiet, das zehnmal die Größe der Schweiz beträgt, auf diese Weise von gewaltigen Sand- und Staubstürmen heimgesucht. Zehntausende von Farmern wurden dadurch von ihren Höfen vertrieben. Nur mit großen finanziellen Opfern und unsäglicher Mühsal gelang es, dieses Land mit den Jahren erneut teilweise wieder zu kultivieren.

Diese Wind- und Wassererosion wurde dadurch verstärkt, daß man den amerikanischen Urwald vernichtete. Seine Fläche schmolz im Laufe der Zeit durch Abholzen und Nieder-

brennen von 3,2 Millionen km² auf 400 000 km² zusammen. Dadurch fiel einerseits der natürliche Windschutz weg, auf der andern Seite verschärft sich der Wechsel von Trockenheit und Wasserfülle. Und die Bilanz: jeden Tag im Jahre wird der fruchtbare Boden von 300 Farmen, von denen jede 40 Morgen umfaßt, wegblasen oder wegwaschen.

Man hat deshalb Mittel und Wege gesucht und auch gefunden, um dieser Zerstörung Einhalt zu gebieten. Dem 1930 geschaffenen Bodenerhaltungsdienst ist es gelungen, durch kostspielige Maßnahmen, Aufforstungen, Terrassierungen, Umstellung in der Betriebsweise usw. die Gefahr zu bannen. Es müssen aber ungeheure Summen aus Staatsgeldern zu diesem Zweck ausgegeben werden. Die Söhne müssen heute für die Sünden der Väter büßen, und es ist deshalb durchaus richtig, wenn Prof. Wahlen sagt, daß die amerikanische Landwirtschaft früher nur deshalb so billige Lebensmittel produzieren konnte, weil sie Raubbau trieb, also aus der Substanz lebte.

Die Frage, ob der amerikanische Farmer einen höhern Lebensstandard besitze als der Schweizer Bauer, ist schwierig zu beantworten. Rein wirtschaftlich betrachtet, wenn also der Besitz von Badezimmern, Gasherd, Kühlschrank, Fernsehen und Autos den Maßstab bildet, dann geht es dem amerikanischen Farmer eher besser. Die amerikanische Landwirtschaft erfreut sich zweifellos heute eines gesunden Wohlstandes, ist es ihr doch gelungen, während der Zeitspanne 1930—1945 die Hypothekarlasten um 50 % zu senken.

Immerhin habe ich persönlich keinen von den sagenhaften Farmern getroffen, die sich erlauben können, eine Europa-Reise zu machen und im Buick oder Cadillac die Schweiz zu besuchen. Vielleicht bin ich immer am falschen Ort gewesen. Mein Farmer sagte, er hätte auch schon solche Geschichten gehört, aber auch noch nie das Vergnügen gehabt, einen solchen steinreichen Kollegen kennenzulernen. Sie scheinen also doch auch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten eine kleine Minderheit zu bilden.

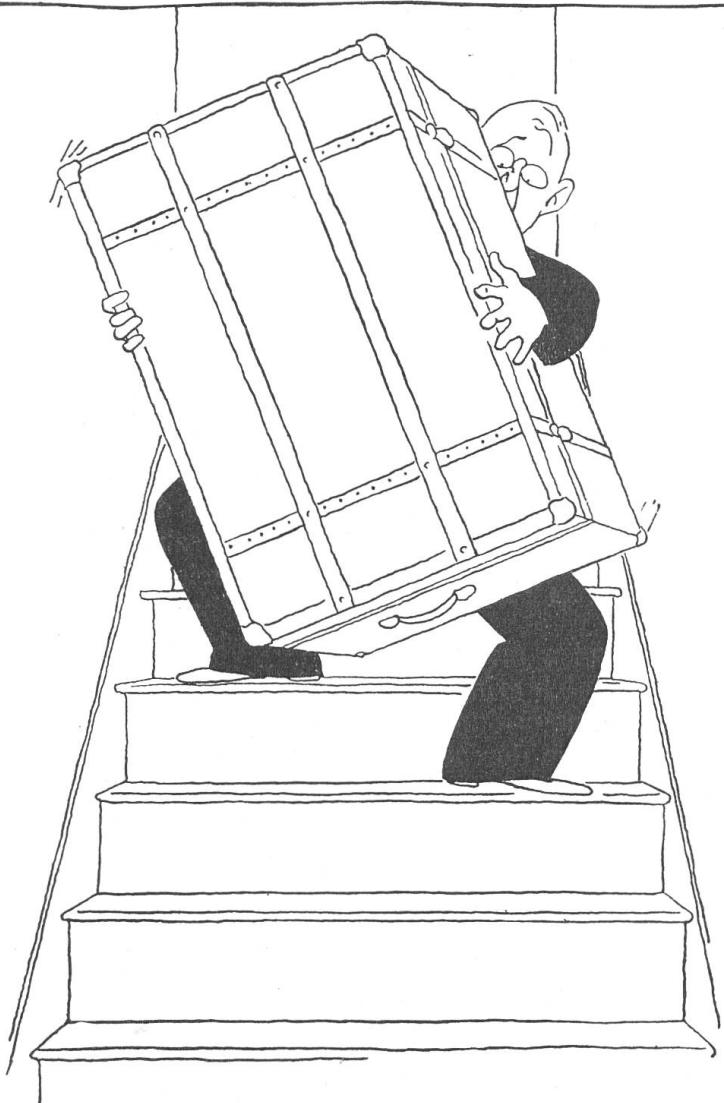
Dagegen fehlt den amerikanischen Farmern etwas, auf das wir mit Recht stolz sind: eine echte Bauernkultur. Nicht nur die Männer, auch die Frauen sind fast vollkommen verstädtert.

Seit zirka dreißig Jahren ist nun aber eine große Bewegung im Schwung, die versucht, die Lebensgestaltung der amerikanischen Bauern zu beeinflussen, und zwar fängt man mit Recht dort an, wo solche Bestrebungen am aussichtsreichsten sind, bei der Jugend.

**Was mir am meisten
Eindruck machte**

Diese Aufgabe haben die sogenannten « 4-H-Clubs » übernommen. Das sind Organisationen der Landjugend, welche Mädchen und Buben im Alter von 10—21 Jahren umfassen und die beinahe

Höhepunkte des Lebens



Wenn Sie mit dem großen Koffer die enge Estrich-treppe herunter kommen und der Wind die Türe vor Ihrer Nase zuschlägt.

zwei Millionen Mitglieder zählen. Die vier H Herz, Hand, Gesundheit », gemäß dem Gelübde :

I pledge,

*My Head to clearer thinking
My Heart to greater loyalty
My Hands to larger service
My Health to better living, for
My Club, my Community and my Country*

Ich gelobe,

*Meinen Kopf zu klarerem Denken,
Mein Herz zu größerer Loyalität,
Meine Hände zu ausgedehnterem Dienst,
Meine Gesundheit zu einem bessern Leben
zu führen, für
Meinen Klub, meine Gemeinde und meine
Heimat.)*

Diese Klubs versuchen nun, die Farmersöhne und Farmerstöchter nicht nur in fachlicher, sondern auch in staatsbürgerlicher und kultureller Hinsicht zu schulen. Sie bemühen sich, eine neue, bäuerliche Tradition zu schaffen.

Die lokalen Versammlungen finden meistens in den Heimen der Eltern statt. Ich erinnere mich noch gut an die erste Zusammenkunft, die auf der Heubühne unserer Farm durchgeführt wurde. Aus 10, 20, 30 km Entfernung kamen die jungen Burschen und Mädchen mit ihren Eltern aus ihren abgeschiedenen Einzelhöfen mit ihren Autos dahergefahren, trotzdem ein schweres Erntetagwerk hinter ihnen lag. Gar einsam ist das Leben auf diesen weltabgeschiedenen Höfen, und jedermann sehnt sich, seine Freunde zu treffen, mit denen er plaudern und diskutieren kann. Was beschäftigt nicht eines Farmers Herz während der Ernte? So scheute man keine Mühe, selbst große Distanzen zurückzulegen.

Lebhaft erinnere ich mich noch, wie die Leiterin durchs Fenster der Heubühne die Leute zur Versammlung zusammenrief und wie alles die steile Leiter in das ungewöhnliche Versammlungslokal emporkletterte. Meine Überraschung war groß, als ich sah, daß die Ver-

sammlung von einem erst 13jährigen Mädchen präsidiert wurde.

Es ging darum, die Vorbereitungen für die landwirtschaftliche Bezirksausstellung zu besprechen. Jedes Mitglied hatte einen Aufgabe übernommen. Die Tochter meines Farmers z. B. hatte sich mit Hilfe eines Bankdarlehens einen jungen Mastochsen gekauft, diesen nach allen Regeln der Kunst hochgezogen, um ihn dann an der Bezirksausstellung zeigen und mit andern konkurrieren zu können.

Wieder andere Buben und Mädchen pflanzten und verkauften auf eigene Rechnung Kartoffeln und Zuckerrüben, übten Theaterstücke, Produktionen und Lieder ein usw.

An diesem Abend war es ein Dreikäsehoch von einem 10jährigen Mädchen, das vollkommen unbeschwert von Hemmungen seinen Kameraden und Kameradinnen demonstrierte, wie man eine bestimmte Art Guetsli macht.

Immer wieder setzte es mich in Erstaunen, welche Gewandtheit im Auftreten diese Halbwüchsigen bereits besaßen.

Nachdem der geschäftliche Teil der Versammlung vorüber war, wurde die Heubühne in einen Tanzboden verwandelt. Es wurde aber nicht Samba oder Boogie-Woogie getanzt, wie ich überhaupt diese modernen Tänze auf dem Lande selten sah, sondern amerikanische Volksätze, die reigenartig in Gruppen ausgeführt werden, wobei der Partner immer wieder gewechselt wird. Verschiedentlich traf ich junge Leute, die aus religiösen Gründen nicht tanzten.

Selbstverständlich tragen diese Farmersmädchen keine Trachten. Sie sehen genau gleich aus wie Mädchen aus der Stadt. Auch Zehnjährige sind bereits geschminkt, haben rote Lippen und lackierte Finger- und Zehennägel (!). Dies tut aber ihrer Tüchtigkeit keinen Abbruch.

Im Gegenteil zeichnen sie sich trotz ähnlicher gesellschaftlicher Ideale gegenüber den Stadtmädchen durch mehr Initiative und Ausdauer aus, wobei gerade die 4-H-Clubs viel dazu beitragen, eventuelle Minderwertigkeitsgefühle der Landjugend zu überwinden. Wozu sie in den 4-H-Clubs den Grund legen, das befähigt sie später, größere Verantwortungen erfolgreich zu übernehmen. Dabei ist es nichts Außergewöhnliches, wenn ein 19jähriges Mädchen eine Versammlung von vielleicht 2000 Personen präsidiert, die Ehrengäste begrüßt, die

Diskussion leitet usw., wie ich dies am 4-H-Club-Kongreß in Chicago erlebte.

Es ist natürlich schwierig, unsere Landjugend mit derjenigen Amerikas zu vergleichen, denn die Voraussetzungen sowie die Anforderungen sind in mancher Hinsicht verschieden. Sicherlich ist aber die amerikanische Jugend der unsrern an Gewandtheit des Auftretens überlegen, wobei dies nicht nur unsere Bauernsöhne und -töchter anbetrifft.

Ob wir im Hinblick auf die Landflucht nicht auch von den 4-H-Clubs einige Anregungen herübernehmen könnten, habe ich mich oft gefragt? Haben wir in der Schweiz über das ganze Land verteilt eine landwirtschaftliche Organisation, die jungen Mädchen und Buben zugänglich ist? Haben wir auf dem Land etwas Ebenbürtiges, wie es der Stadtjugend im Pfadfindertum offen steht? Leider muß ich diese beiden Fragen verneinen. Vereine hat es zur Genüge, doch keiner bietet allen das, was wir in den bekannten Landjugendbewegungen

Amerikas und anderer Länder vor uns haben, die neben der beruflichen Weiterbildung auch charakterliche und staatsbürgerliche Erziehung betonen und das gesellschaftliche wie kulturelle Moment pflegen. Ich glaube kaum fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß hier — gesamtschweizerisch betrachtet — viel Land brach liegt, das durch überlegte Beackerung fruchtbar gemacht werden könnte, indem noch mehr als bisher bei den jungen Burschen und Mädchen die Liebe zur Scholle geweckt würde. Dabei sollen uns diese 4-H-Clubs nicht als Kopiemuster dienen, sondern als Anregung; denn hier wie überall gilt es, der Eigenart der Verhältnisse entsprechend vorzugehen.

Wir müssen neidlos zugeben, daß uns die Amerikaner in der landwirtschaftlich ausgerichteten Erziehung der unteren Altersklassen der bäuerlichen Jugend überlegen sind. Doch ebenso stolz dürfen wir das Pramat für die der Schule Entwachsenen für uns in Anspruch nehmen.

Schweizerische Anekdoten



Viele Jahre vor diesem Kriege war es, der mit seinen Einschränkungen und Rationierungsvorschriften den überflüssigen Speck so manchen rundlichen Bäuchlein dahinschmelzen läßt. Damals saß Ernst Nobs auf seinem Redaktionsstuhl am «Stauffacher». Sein täglicher Weg zwischen Schreibtisch und Setzeraal ließ wenig Raum für körperliche Bewegung.

Kein Wunder, daß es ihm erging wie so manchem, der sein täglich Brot mit Sitzen verdient: Fettpolster legten ihre Jahrringe zu behaglicher Rundung.

Der um Schönheit und Gestalt Bangende konsultiert den Hausarzt. Verordnet dieser vielleicht Pillen, bittere Medizin, Massage oder gar schreckliche Diät? Der Arzt schweigt und fragt schließlich nach langem Nachdenken: «Herr Nationalrat, stöhnd Sie guet mit em Bundesrat Haab?»

Erstauntes, bejahendes Kopfnicken.

«Gut», fährt der Medikus fort und verrät sein Rezept: «Bitten Sie ihn um eine Briefträgerstelle in den Bergen, das hilft sicher!»

Diese Anekdote hat mir Bundesrat Nobs vor einigen Jahren selbst erzählt.

Mitgeteilt von F. H.